

ELISABETH KLEE



DIE
KETZER-
BIBEL

HISTORISCHER ROMAN

Weltbild

Die Ketzerbibel

Die Autorin

Elisabeth Klee, Jahrgang 1953, ist Radio- und Romanautorin. Sie lebt in Berlin und in der Provence.

Elisabeth Klee

Die Ketzerbibel

Roman

Weltbild

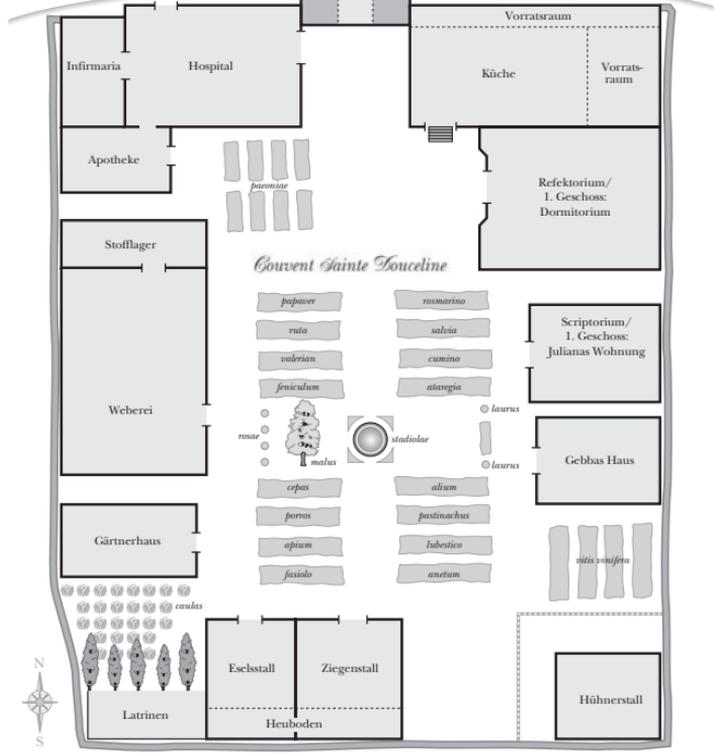
Besuchen Sie uns im Internet:
www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild Retail GmbH & Co. KG,
Steinerne Furt, 86167 Augsburg
Copyright der Originalausgabe © 2008 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
Umschlaggestaltung: bürosüd°, München
Umschlagmotiv: Arcangel Images
(© Malgorzata Maj) / akg-images (© August Wilhelm Julius Ahlborn)

Gesamtherstellung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in the EU
ISBN 978-3-95569-806-5

2018 2017 2016 2015
Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

Rue Courtrasse (Hahnergasse)



1.

Ohne den Mistral wäre alles nicht passiert. «Der Mistral bläst entweder drei Tage oder sechs, oder längstens neune», pflegten die Alten im Brustton ewiger Wahrheit zu verkünden. Aber nun fegte der eisige, scharfe Wind aus dem Nordwesten schon den elften Tag über die Provence. Alles trug er mit sich, was nicht angenagelt war. Er ließ Fuhrwerke umstürzen und riss Ziegel von den Dächern. Er türmte die Wasser der Durance zu schaumigen Wellen. Erde und alte Blätter fegte er vor sich her, der «*mangio-fango*», der Schlammfresser. Und vor allem zerrte er am Gemüt der Menschen, tobte um ihre Häuser, unablässig pfeifend und stöhnend wie eine Seele im Fegefeuer.

Bruder Calixtus bekreuzigte sich. «Und das im März! Die Mandelblüte ist lange vorbei! Wir sollten längst Bohnen säen», schimpfte er leise vor sich hin. Es war nicht mehr die Zeit für den *mangio-fango*. Aber der Winter war ungewöhnlich kalt gewesen und weigerte sich zu gehen.

«Hör schon auf, du!» Der Mönch drohte dem Wind mit der Faust. Aber der ließ sich nicht beirren. Mit einem höhnischen Pfeifen zerrte er dem Franziskaner die Kapuze vom Kopf. Er zog sie sich rasch wieder über und hielt sie mit der Hand vor dem Gesicht zusammen. Es war empfindlich kalt auf der Tonsur.

Bruder Calixtus kam von der Kirche Saint Nicolas, wo er als Zimmermann arbeitete. Zimmermann war er schon gewesen, als er sich mit knapp zwanzig Jahren für ein religiö-

ses Leben entschieden hatte. Und die Franziskaner hatten ihn nur zu gerne aufgenommen. Im Unterschied zu den anderen Bettelorden forderte die Franziskanerregel, dass man für seinen Unterhalt arbeiten sollte. Nur in der Not setzten sich die minderen Brüder an den Tisch des Herrn und lebten von Almosen. Und welches Handwerk konnte unter den Ordensleuten größeres Ansehen genießen als jenes, das der heilige Josef ausgeübt hatte, Jesu Ziehvater? So hatte Calixtus weiterhin als Zimmermann gewirkt.

Und nun hatte Bertrand de Got, der neue Herr der Stadt Pertuis, angeordnet, die bescheidene Kapelle zu vergrößern und zu verschönern. Sie sollte das baufällig gewordene und viel zu enge Kirchlein Saint Pierre als Gemeindegemeindekirche ablösen.

Calixtus bog aus der Grande Rue Saint Jacques in die kleine Gasse «Zur Fontaine». Ein kurzer Augenblick der Erleichterung: Die Gasse lag quer zur Windrichtung, und die geschlossene Häuserfront ließ den bösen Wind nicht durch.

Doch gleich dahinter, dort, wo sich die Place de l'Ange weit vor ihm öffnete, fing er wieder an zu fauchen. An drei Seiten war der Platz von Häusern eingegrenzt. Die vornehmeren Villen von Pertuis lagen hier: Zur Linken das dreistöckige Stadthaus der Grafen der Provence. Geradeaus ein paar Kaufmannshäuser, stolz und hoch, mit steinernen Reliefsäulen, Wappen und dem dreifachen Ziegelabschluss am Dach, unter dem Schwalben nisteten. Auf der rechten Seite lag das Haus des Konsuls. Dahinter befand sich der öffentliche Brotofen. In der Mitte schließlich stand der große Brunnen mit dem steinernen Engel, der dem Platz seinen Namen gegeben hatte. Zu seinen Füßen entsprang der er-

giebige Quell, der die Stadt auch in Belagerungszeiten mit Wasser versorgte, der einzige innerhalb der Stadtmauern.

Heute war Markttag. Doch war es bei diesem Sturmwind kaum möglich, auf normale Weise die Geschäfte abzuhalten. Die wenigen Bauern aus der Umgebung, die sich herausgewagt hatten, verkauften ihre letzten eingelagerten Zwiebeln, Pastinaken und runzligen Äpfel in den Hauseingängen. Ein einziges altes Weib kauerte am Brunnen, in wollene Decken gehüllt, sodass nur ihre Nasenspitze zu sehen war. «Ziegenkäse! Feine Ziegenkäse!», rief sie. «Kommt und kauft rasch, verdammt sollt ihr sein, damit ich endlich nach Hause an mein Feuer zurückkehren kann!» Die Umstehenden lachten und feilschten mit ihr, in der Hoffnung, einen Vorteil aus ihrer Eile ziehen zu können. «Nichts da!», schrie sie, «je länger ihr zögert, desto mehr friert's mich am Hintern und desto teurer mach ich's! Ich bin die Einzige heute, die Käse feilhält, also beeilt euch gefälligst und kauft! Kauft, ihr Damen, verflixt nochmal!»

Bruder Calixtus stand an eine Hausecke gedrückt und zögerte noch, sich dem Wind wieder auszusetzen, als er am anderen Ende des Platzes einen Tumult wahrnahm.

«Halt! Hiergeblieben, du dreckiger kleiner Dieb!», brüllte der Bäcker Guillaume. Ein rotzverschmiertes Kind rannte vor ihm davon, eine Stange Brot unter dem Arm. Es schlug Haken durch die Menge wie ein Hase. «Na warte, dir ziehe ich das Fell über die Ohren! Ich prügel ihn dir aus, den Appetit auf mein Brot!» Rot vor Wut verfolgte der Bäcker das Kind. Da stellte sich ihm eine Bettlerin in den Weg.

Der Bäcker holte aus und schlug ihr mit der flachen Hand ins Gesicht. Ohne einen Laut brach sie zusammen.

«Lieber Jesus!» Calixtus raffte seine Kutte und rannte zu ihr hin. Schon sammelte sich eine kleine Traube von Schau- lustigen um den Bäcker und sein Opfer. Der große, flei- schige Kerl sah betroffen auf das Lumpenbündel herab. Sein Blick traf den von Bruder Calixtus. «Ich hab doch gar nicht so stark zugeschlagen!», murmelte er erschrocken.

Calixtus kniete sich auf das eisige Kopfsteinpflaster. Vor- sichtig drehte er die Frau auf den Rücken, hob ihren Kopf an und tätschelte ihre Wange. Ein einziger Faden Blut lief aus ihrer Nase. Ihre Gesichtshaut war weiß und matt wie Wachs. Jetzt, da das zerfetzte Tuch von ihrem Kopf geglit- ten war, sah man, dass der Schädel von kaum verheilten Brandwunden bedeckt war. Ihr Haar war geschoren wor- den.

«Geteert und gefedert!», raunten die Umstehenden. «Eine Hure!», «Eine Verbrecherin!» Der Bäcker rang weiter die Hände: «Ist sie tot, Bruder? Bitte sag, dass sie nicht tot ist! Es war doch nur eine klitzekleine Ohrfeige! Warum hat sie sich auch vor den Dieb gestellt?»

Der Franziskaner tastete nach der Halsschlagader der ohnmächtigen Frau. Ihr Puls schlug schwach.

«Sie lebt», sagte er. «Ihr habt Glück gehabt.»

«Es wär doch nicht schade um so eine!», sagte einer.

«Es ist schade um jeden Menschen», erwiderte Calixtus ruhig. «Ihr wisst doch gar nichts von ihr.»

«Man kann sie nicht einfach hier liegen lassen», sagte der Bäcker.

Calixtus nahm die leblose Frau in seine Arme und rich- tete sich auf. Sie war groß für eine Frau und hatte kräftige Knochen. Er wunderte sich darüber, wie leicht sie war. «Am

besten ich bringe sie in die Charité zu den Beginen», sagte er. Die Menge der Schaulustigen teilte sich vor ihm. Mit seiner Last auf den Armen schlug er den kurzen Weg zur Rue Courtrasse, der Hahnengasse ein, wo die mildtätigen Frauen ein kleines Hospital betrieben. Der Bäcker lief hinter ihm her: «Ach, wenn ihr doch nur nichts geschehen ist! Der verfluchte Wind ist schuld! Der kann aber auch den Sanftmütigsten verrückt machen. Tag und Nacht das Gejaule!»

«Beschuldige nicht den Wind, Meister Guillaume! Mäßigt lieber Euer böses Temperament!», mahnte der Mönch. «Wie kann so ein großer, kräftiger Kerl nur eine schwache Frau schlagen!»

«Aber ich tu doch sonst keiner Fliege was», jammerte der fette Guillaume. «Wenn sie doch nur aufwachen würde! Heiliger Nicolas! Ich spende eine extra große Kerze aus reinem Bienenwachs! Lass mich nur nicht zum Mörder werden!»

«Nun sei endlich still. Sie wird schon wieder zu sich kommen», versetzte Calixtus schließlich ungeduldig. «Da ist nichts, was ein Bett und ein paar warme Mahlzeiten nicht richten könnten.»

Sie waren schließlich am Beginenhof Sainte Douceline angelangt. Er hatte nur eine schmale Front zur Straße hin, die eine massive Tür aus Eichenholz fast ganz einnahm. In Augenhöhe befand sich ein winziges vergittertes Fensterchen. Calixtus betätigte den Türklopfer. Das hallende Geräusch ließ einen weiten Raum hinter der Tür erahnen.

Schritte näherten sich. Das Fensterchen in der Tür wurde geöffnet. Eine kurze Pause, dann hörte man, wie innen ein

schwerer Balken zur Seite geschoben wurde. Eine Frau im braunen Habit schaute aus dem Türspalt heraus.

«Bruder Calixtus. Was ist geschehen? Wen bringst du denn da?», fragte sie.

«Eine verletzte Frau, einen Fall für euer Hospital! Sie wurde ...», er warf einen Blick auf den Bäcker, der sichtlich schrumpfte, soweit das bei seiner Körpermasse überhaupt möglich war. «Sie ist auf dem Markt ohnmächtig zusammengebrochen und will nicht wieder aufwachen.»

Die Begine zog die Tür weit auf und ließ den Mönch passieren.

«Du kennst ja den Weg», sagte sie. Der Bäcker versuchte sich hineinzudrängen, aber sie schob ihn hinaus. «Geh nach Hause, Guillaume, du stehst uns doch nur im Weg herum.»

«Aber ich ...»

«Komm morgen und erkundige dich nach ihr, wenn du willst.» Damit ließ sie die Tür ins Schloss fallen, und der Bäcker fand sich allein in der Gasse wieder. Bedrückt machte er sich davon.

Drinnen schritt die Begine vor dem Mönch her. Hinter der schmalen Front und dem Torhaus öffnete sich ein langer Gang unter offenem Himmel, von dem rechter und linker Hand Türen in die Quergebäude führten. An seinem Ende öffnete er sich in einen weiten Hof mit Wirtschaftsgebäuden, Ställen und einem Garten.

Die Infirmaria Jeanne hielt eine Tür zur Rechten auf, die in das kleine Hospital führte, einen weiten Raum mit je vier Bettkästen an jeder Längsseite. Jedes dieser Betten konnte im Notfall doppelt belegt werden, Kopf an Fuß, und besaß

einen Vorhang, mit dem man die Kranken vor Zugluft und Blicken schützen konnte.

Calixtus legte die Frau auf ein leeres Bett. Schwester Jeanne betätigte eine Glocke an einer Schnur, und auf das Läuten hin kamen nun weitere Frauen und machten sich daran, die Ohnmächtige zu entkleiden, zu waschen und warm zuzudecken.

«Mein Gott! Die ist ja wohl vor nicht allzu langer Zeit geschoren worden!», sagte eine. «Und sie sind dabei nicht gerade zimperlich gewesen!»

«Tsk! Und geteert und gefedert! Na, was das wohl für eine ist?», fragte eine andere.

«Eine Diebin!»

«Nein! Denen hackt man die rechte Hand ab!»

«Dann eine Betrügerin!»

«Eine Hure!»

«Ach, dazu ist sie nicht hübsch genug!»

«Du musst es ja wissen, Magdalene!»

«Schscht! Kinder, schämt euch! Was ist das für ein unchristliches Benehmen!», ertönte eine strenge Stimme hinter den Frauen. Juliana war eingetreten, die Grande Dame, die Meisterin des Beginenhofes, deren Rang einer Äbtissin entsprach.

Juliana trat an das Bett und betrachtete die reglose Bettlerin. Dürr und ausgehungert war sie, nicht mehr als Haut und Knochen. Und so farblos wie die Fetzen waren, die sie getragen hatte, so bunt war der Rest von ihr: Am rechten Wangenbein bildete sich ein rötlichblauer, blutunterlaufener Fleck. Finger und Zehen trugen violette Spuren von Erfrierungen. An Hals und Armen sah man ältere Verletzun-

gen: die gelbgrünlichen Hinterlassenschaften von Schlägen, hellrote Stellen, wo die Haut verbrannt gewesen war und nun grindig verzogen über den Knochen spannte wie ein schlechtsitzendes Kleidungsstück. Die Kopfhaut war mit halbverheilten Brand- und Schnittwunden gescheckt, stellenweise wuchs das Haar in kurzen Büscheln nach, lockig und dunkelbraun.

«Armes Ding! Was haben sie ihr nur angetan», murmelte die Meisterin nachdenklich. Sie sah in das blasse Gesicht der Fremden: Es war nicht schön, aber wohl proportioniert und angenehm. Ihr Alter war schwer einzuschätzen, da sie offenbar schwere Zeiten hinter sich hatte. Sie mochte vielleicht Mitte zwanzig sein, möglicherweise auch jünger. Sie hatte ein breites, flaches Gesicht mit hohen Wangenknochen und einer geraden Nase, deren Flügel leicht nach oben gebogen waren. Ihre Stirn war ungewöhnlich hoch, die Brauen dunkel und dicht. Die Kinnpartie ließ Eigensinn ahnen, die Lippen waren voll und wohl geformt, wenn auch rissig. Doch die Mundwinkel zogen sich etwas abwärts, und die steile Falte zwischen den Brauen sprach von Enttäuschungen und Not.

Bruder Calixtus, der sich abgewandt hatte, solange die Fremde entkleidet und gewaschen wurde, war wieder an das Bett getreten.

«Sie hat das Kind verteidigen wollen. Ich glaube nicht, dass sie eine gewöhnliche Bettlerin ist», sagte er. «Und eine Verbrecherin schon gar nicht.»

«Nein», sagte Juliana. Ihre Fingerspitzen strichen ganz sacht über das magere Gesicht und die dunklen Schatten unter den Augen. «Vielleicht werde ich kindisch in meinem

Alter und suche nach Wundern und Märchen. Aber ich meine fast, es sei etwas Besonderes an ihr. Sie rührt mich. Ich habe das Gefühl, dass sie uns eine interessante Geschichte erzählen wird, wenn sie aufwacht.»

Als sie erwachte, hörte sie jemanden schluchzen. Sanfte Stimmen kamen aus einem weißen Nebel. Jemand redete beruhigend auf sie ein. Etwas Weiches, Nasses, Kühles berührte ihre Stirn. Etwas Warmes stieß an die Schwelle ihres Mundes, hart, körnig, rau: Ton – ein Gefäß – eine Schale. Eine süße Flüssigkeit floss, jedoch mit einem bitteren Nachgeschmack – Kräutertee? Honig. Sie fühlte: Lippen, Zähne, Zunge – ihre Zunge, ihre Lippen, das Gesicht, den Kopf auf dem Kissen, ein schwerer Körper, matt und zerschlagen und doch lebendig. Sie hörte auf zu schluchzen. Ihr Selbst war noch zu groß, um es zu erfassen. Die Lippen, die Zunge, die Muskeln in der Kehle taten, was sie zu tun gewohnt waren, und schluckten.

«Ja – gut. So ist es gut», drang eine Stimme von weither aus dem weißen Nebel.

Sie trank die Schale gehorsam leer und schlief wieder ein.

Als sie das nächste Mal aufwachte, war es dunkel und still. Sie schaute in sich selbst hinein, suchte nach Wegmarken: Wer? Bin? Ich? Unbekannt, aber vertraut. Ihre Hände befühlten den Stoff, auf dem sie ruhten: Eine grobe wollene Decke. Sauber. Ein Schutz. Zum ersten Mal – seit wann? – war ihr warm. Ihre Sinne kehrten zurück, einer nach dem anderen. Ihr Magen schmerzte, aber er war nicht mehr leer. Sie hatte etwas zu sich genommen. Sie fühlte sich erfrischt.

Jemand musste sie gewaschen haben. Eine Weile genoss sie diese Empfindungen.

Dann öffnete sie die Augen. Da war ein gelbes Licht, das sie aus den Augenwinkeln wahrnahm. Es bewegte sich, flackerte. Da war ein Atem außerhalb des eigenen Atems. Sie drehte den Kopf. Eine zusammengesunkene Gestalt richtete sich auf, näherte sich. Ein Gesicht beugte sich über sie, eine Frau.

«So! Wir sind wach», sagte die Gestalt, erhob sich und berührte ihre Stirn mit einer kühlen Hand.

«Sehr gut! Das Fieber ist gesunken. Morgen wird es dir besser gehen.»

Ihre Kehle brachte einen rasplenden Ton hervor, der sie selbst überraschte.

«Nein, nein», sagte die Gestalt, eine lichtumhüllte Silhouette gegen das Kerzenlicht, «versuche nicht zu sprechen. Dafür ist morgen noch Zeit. Schlaf! Hab keine Angst. Du bist unter Freunden.»

Freunde? Was mag das sein, fragte eine bittere Stimme in ihrem Kopf. Freunde. Ihre Bewacherin, Beschützerin?, hatte es sich wieder auf ihrem Sessel am Bett bequem gemacht und döste. Sie selbst lag mit offenen Augen da und starrte reglos an den Betthimmel. Irgendwann glitt sie in den Schlaf.

Als sie erneut erwachte, war es Morgen, es musste Morgen sein. Sonne drang durch hohe Fenster mit einem frischen, kühlen Licht, so wie es nur am Morgen ist, ein Licht wie reingefegt. Sie schaute umher und erkannte den Raum als Krankensaal.

Zwei Frauen in weiten braunen Kleidern liefen geschäftig

durch den Saal. Sie trugen Hauben wie Nonnen, doch von keinem Orden, der ihr bekannt war. Die eine schaute etwas verkniffen und besorgt. Die andere war außerordentlich hübsch. Ihre Haut war wie Rahm, die Augen dunkel und lustig, die schwarzen Wimpern dicht und lang, die Lippen so rosig und prall wie eine reife Frucht, und als sie lächelte, entstanden Grübchen in ihren Wangen.

«So! Hast du dich doch entschlossen, wieder unter die Lebenden zurückzukehren», lachte die Hübsche, als sie an ihr Bett trat. «Wie heißt du denn?»

«Ich ...», begann sie, stockte, überlegte lange. «Ich weiß es nicht», sagte sie schließlich überrascht. «Es fällt mir gerade nicht ein.» Das war eigenartig! Sie kramte in ihrem Kopf nach einem Namen. Sie hatte doch einen Namen! Ihr Name war ..., aber er ließ sich nicht finden. Ihr Kopf war wie mit Werg ausgestopft.

«Na, macht nichts», sagte die Hübsche heiter, «ich heiße Magdalène, und die da ist Jeanne, unsere Krankenpflegerin. Weißt du noch, wie du hierhergekommen bist?»

«Wo ist hier?», fragte sie.

«Pertuis.»

«So? Pertuis ...» Sie überlegte eine Weile. «Zu Fuß nehme ich an», sagte sie schließlich.

Magdalène lachte wieder: «Das will ich gern glauben. Du hast sie dir beinahe durchgelaufen, deine Füße, weißt du? Was hast du denn bloß gemacht, Schwester? Ich habe schon lange niemanden in einem solchen Zustand gesehen! Sogar die Bettler, die ich kenne, passen besser auf sich auf.»

«Ich war das Betteln nicht gewohnt», sagte sie.

«Ja, das merkt man. Du hast es nicht sehr geschickt angestellt. Und was hast du vorher gemacht?»

Sie runzelte die Stirn und dachte angestrengt nach. Doch ihr Verstand weigerte sich zu arbeiten. Von innen ganz taub fühlte der Kopf sich an. Erschrocken schaute sie Magdalène an. «Ich weiß es nicht! Ich weiß gar nichts mehr, es ist alles fort!», rief sie und fing an zu weinen.

«Na, na! Ganz ruhig. Es ist ja alles gut.» Jeanne, die hinzutreten war, tätschelte ihr die Hand. Vorwurfsvoll wandte sie sich an Magdalène. «Nun löchere sie nicht so, das arme Ding! Der Sturz, der Hunger und das Fieber ... Sie hat einiges hinter sich. Wer würde da nicht durcheinanderkommen?» Und wieder zu der unbekanntenen Kranken: «Ich bringe dir erst mal was zu essen, dann schläfst du noch ein bisschen, und dann wird's dir schon wieder einfallen, nach und nach, du wirst sehen!»

Sie verschwand in Richtung Küche und brachte wenig später eine Schüssel mit dampfender Gemüsesuppe und ein Stück Brot.

«Da! Meinst du, du kannst das kauen? Oder willst du lieber Brei?»

Die Fremde schüttelte den Kopf, ergriff die Schüssel und begann sofort, hastig und gierig zu löffeln.

«Nicht so rasch! Du wirst es nicht bei dir behalten können, wenn du so schlingst», mahnte Magdalène. «Iss langsam. Es nimmt dir keiner weg.»

Die Frau schaute misstrauisch und umklammerte die Schüssel, dann nickte sie und strengte sich an, langsam zu essen und bedächtig zu kauen. Kaum hatte sie die Schüssel mit dem Brot ausgewischt und den letzten Krümel her-

untergeschluckt, da fielen ihr schon wieder die Lider zu. Jeanne nahm ihr vorsichtig Schüssel und Löffel fort. Die beiden Beginen betrachteten die Schlafende.

«Sie sieht aus wie ein guter Mensch. Ich glaube nicht, dass sie etwas Schlimmes angestellt hat», sagte Jeanne leise.

«Nein, ich auch nicht», meinte Magdalene. «Bestimmt hat man ihr unrecht getan.»

Jeanne wies auf die feingliedrigen Hände, die auf der Bettdecke lagen: lange Finger, aber abgebrochene Fingernägel, darunter immer noch Spuren von tief eingedrungenem Schmutz und Blut. «Vielleicht ist sie in Wirklichkeit eine Fürstentochter, die von Räufern entführt wurde. Durch die grausamen Erlebnisse hat sie ihren Verstand verloren. Und wer sie rettet und sie ihren Verwandten wieder zuführt, der wird reich belohnt.»

«Nun ist es aber gut, Jeanne», lachte Magdalene. «Deine Phantasie geht mit dir durch. Geh du lieber wieder an deine Arbeit. Ich bleibe hier sitzen und passe ein wenig auf deine Fürstentochter auf.»

In der Nacht hatte der Mistral endlich aufgehört zu heulen, so als hätte er genug Unheil angerichtet. Der Himmel hatte sich wieder in unschuldiges Blau gehüllt. Die Menschen atmeten auf und gingen deutlich besser gelaunt ihren Geschäften nach. Guillaume, der Bäcker, kam und brachte einen Korb frisches weißes Brot aus dreimal gesiebttem Mehl. Als man ihm sagte, dass die Frau sich auf dem Weg der Besserung befinde, zeigte er sich immens erleichtert und eilte sogleich, dem heiligen Nicolas wie versprochen eine Kerze abzuliefern.

Die Beginen pflegten die Fremde in ihrem Hospital,

strichen ihre Wunden mit Schafsfett und Arnika ein, verbanden ihre Füße, gaben ihr reichhaltiges Essen und heißen Holundersaft mit Honig zu trinken. Doch es dauerte volle zwei Wochen, ehe sie das erste Mal wieder aufstehen und ein wenig herumlaufen konnte. Und noch immer wusste sie nichts über sich zu sagen. Dafür machte sie sich im Hospital nützlich. Sie scheute keine noch so schmutzige Arbeit. Sie leerte Nachttöpfe, wusch schmutzige Verbände, zerstiess Kräuter im Mörser, rührte Salben, räumte still hinter Jeanne auf, wo Unordnung entstanden war, und ging ihr zur Hand.

Sie sprach wenig.

«Kommst du aus dem Süden?», fragte Magdalene. «Du hast einen Akzent wie ein Kaufmann aus Neapel, den ich einmal kannte. Kommst du vielleicht von dort?»

Sie liess sich das Wort auf der Zunge zergehen. «Neapel. – Möglich», antwortete sie dann. «Ich erinnere mich nicht.» Da ihre Augen wieder feucht glänzten, liess Magdalene es dabei bewenden, doch fortan hiess die Fremde bei den Beginen nur noch «die Italienerin», wenn sie mit ihr oder über sie sprachen.

«Du, Italienerin», sagte eines Morgens Jeanne. «Die Meisterin will mit dir sprechen. Sie erwartet dich im Garten.»

Die Italienerin legte ihre Arbeit fort, wusch sich die Hände, band sich die Schürze ab und ging hinaus, den langen Gang entlang, vorbei an den Türen des eigentlichen Konvents, die ihr verschlossen waren.

Sie fand die Meisterin auf einer steinernen Bank sitzend. Juliana war eine Greisin. Ihr Körper wirkte geschrumpft, ihre Haut war dünn und gelblich, die Hände altersfleckig.

Aber sie saß kerzengerade. Mit grauen, wachen Augen sah sie ihrem Gast forschend ins Gesicht. Die Unbekannte blieb vor ihr stehen und gab den Blick gelassen zurück.

Juliana klopfte mit der flachen Hand auf den freien Platz neben sich. Da saßen sie eine kleine Weile schweigend nebeneinander und hörten den Tauben auf dem Dach beim Turteln zu.

Der Frühling war endlich gekommen, nachdem der Mistral den Himmel geputzt hatte. Die Bohnen waren ausgesät und auch die Saatzwiebeln, der Knoblauch und die Fehser von Pastinaken und Rettich. Die Kräuter schossen auf, die Linsenranken und die nützlichen Blumen des Heilgartens: Ringelblumen und Baldrian, Kamille, Schlafmohn, Schafgarbe und Pfingstrose.

«Wie ich den Garten um diese Jahreszeit liebe!», sagte Juliana. «Es ist alles so voller Hoffnung und Anfang.»

Die Fremde zuckte die Achseln. Hoffnung und Anfang schienen ihr nicht viel zu bedeuten. Überhaupt wirkte sie fast übermäßig ruhig, geradezu unbeteiligt.

«Sie sagen mir, du seist gesund», sagte Juliana schließlich. «Was wirst du jetzt tun?»

«Ich weiß nicht», antwortete die Unbekannte. Ihr Kopf war nun fast vollständig von kurzen braunen Locken bedeckt, und ihr Gesicht war voller geworden. «Könnte ich nicht hierbleiben?»

«Bist du sicher, dass du das willst? Du weißt, wir leben ähnlich wie die wohlgeborenen Nonnen: keusch und bescheiden. Wir beten und arbeiten und tun gute Werke. Wir leben für Gott, nicht für uns selbst.»

«Es kommt mir so vor», sagte die Fremde langsam, «als

ob es das Richtige wäre. Ich habe auch sonst nichts und niemand, wohin ich gehen könnte.»

«Dass du kein Dach über dem Kopf hast, ist kein Grund», sagte Juliana streng. «Wir sind keine Herberge für alleinstehende Frauen. Du musst schon wirklich fromm sein. Und eigentlich nehmen wir auch nur Frauen auf, die einen guten Leumund haben. Von dir wissen wir ja gar nichts.»

Die Italienerin schwieg und betrachtete Vogelspuren in der frisch aufgehackten Beeterde.

«Wir werden dich nicht einfach fortjagen. Ich habe einen angenehmen Eindruck von dir, und einige der anderen haben für dich gesprochen», fügte Juliana begütigend hinzu.

«Danke. Aber einen Leumund habe ich ja nun mal nicht», sagte die Fremde kaum hörbar.

«Nein, hast du nicht. Ja, die Mutter Kirche möchte uns nur zu gerne Vorschriften machen. Aber Jesus hat auch nicht nach dem Leumund gefragt. Am liebsten wäre es ihnen ohnehin, wenn wir keine Frauen unter vierzig aufnähmen, weil sie argwöhnen, dass in unseren Häusern gegen das Keuschheitsgebot verstoßen wird. Eine wie Magdalène dürfte schon gar nicht bei uns sein. Aber wir machen hier unsere eigenen Regeln. Ich schlage also vor, dass du ein halbes Jahr Probezeit erhältst. Danach kannst du entscheiden, ob du bei uns bleiben willst – und wir, ob du zu uns passt. Ist dir das recht?»

Die Italienerin schaute auf und lächelte ein kleines frostiges Lächeln.

«Was mich betrifft, so brauche ich mit der Entscheidung nicht zu warten. Es wäre das Beste, wenn ich der Welt entsagte und nur noch Gott diene», sagte sie.

«Ach, du solltest die Welt nicht allzu rasch verstoßen, Kind. Man sagt das so dahin, wenn man eine große Enttäuschung erlitten hat. Aber die Zeit heilt viel. In einem halben Jahr sehen wir weiter. Und übrigens kannst du auch später wieder in die Welt hinausgehen. Bei uns muss sich keine bis an das Lebensende verpflichten. Wir schwören keine Eide und stehen dem Leben nicht im Weg.»

«Ich werde für immer hierbleiben – wenn ich darf», war die schnelle Antwort.

Julianas Mundwinkel zuckten amüsiert. «Ja, ja. Und wie sollen wir dich nun nennen? Wir können schließlich nicht immer weiter ‹he du› oder ‹Italienerin› zu dir sagen.»

«Einen Namen?» Ihr Gesicht nahm wieder diesen gequälten Ausdruck an, wie immer, wenn sie sich anstrengte, sich zu erinnern.

Juliana beugte sich vor und nahm ihre Hand. «Es muss nicht dein richtiger Name sein. Viele von uns wählen einen neuen Namen, wenn sie hierherkommen. Einen Namen, der ausdrückt, was sie sich vorgenommen haben, worauf sie hoffen oder wie sie gesehen werden möchten. Ein Name ist ein Wunsch, eine Idee. Man kann damit einen neuen Anfang versuchen, auch wenn man tief im Innern die Alte bleibt. Also, wie möchtest du, dass wir dich nennen?»

Sie dachte nach. «Danielle», erwiderte sie dann.

«Danielle? Das bedeutet ‹Gott ist der Richter›», sagte Gebba spitz, als sie davon hörte. «Na – bitte sehr! Und sie hat doch was ausgefressen! Jetzt besitzt sie noch die Frechheit und lässt uns alle wissen, dass man ihr nichts anhaben kann!»

«Genauso gut könnte es bedeuten, dass sie sich Gottes Urteil unterwirft. Das wäre doch fromm und sehr angemessen», meinte eine andere Begine.

«Oder dass ihr ein Unrecht widerfahren ist und Gott für Gerechtigkeit sorgen wird», sagte Jeanne.

«Ihr werdet schon sehen! Sie wird Ärger machen! Wer weiß, was wir uns da ins Haus geholt haben», murzte Gebba.

Am selben Abend erschien die Neue im Speisesaal, im geliehenen Kleid. Statt des Schleiers trug sie nur einen einfachen weißen Wimpel, der ihr Gesicht sittsam umrahmte. Die anderen saßen bereits an der langen Tafel. Danielle blieb im Halbdunkel des Flurs stehen und wäre am liebsten wieder umgekehrt. Da waren so viele Fremde beisammen. Sie spürte die Gemeinschaft, die diese Frauen verband. Unwillkürlich tat sie einen Schritt zurück, doch man hatte sie schon entdeckt. Sofort erstarben die Gespräche. Alle Gesichter wandten sich ihr zu, ein Dutzend blasse Ovale im Kerzenlicht.

Juliana stand auf, mit der Bibel in der Hand. «Komm, Danielle! Nun tu, was wir besprochen haben. Komm, nur nicht so langsam! Lass deine Schwestern nicht warten!»

Danielle machte zwei Schritte in den Raum hinein und fühlte sich linkisch und bloß. Neugierige Augen musterten sie. Köpfe steckten zusammen und tuschelten. Aber Juliana winkte ihr und klopfte mit den Fingerknöcheln auf den Tisch. Das Gemurmel verstummte. «Dies ist eure neue Schwester Danielle.» Ihre Stimme klang überraschend kräftig und durchdringend für eine so kleine Person. «Sie ist auf Probe bei uns, und ich erwarte von euch allen, dass ihr sie

aufnehmt als Schwester in der Liebe Gottes, dass ihr sie freundlich aufnehmt in unsere Gemeinschaft, dass ihr Danielle helft, wenn sie der Hilfe bedarf, sie offen zur Rede stellt, wenn sie einen Fehler begeht und es nicht gegen sie verwendet. Keine soll sich über sie stellen oder besser dünken. Ihr sollt sie lieben und auf dem rechten Weg unterstützen, so wie es Jesus mit den Seinen getan hat, wenn sie auch schwache Menschen waren.»

Danielle trat vor mit einer irdenen Schüssel und einem Krug Wasser. Umständlich kniete sie sich vor die Begine, die zunächst in der Bank saß, und stellte die Schüssel vor ihr auf den Boden. Beim Eingießen des Wassers verschüttete sie etwas davon.

«Gib doch acht, du ungeschicktes Ding!», zischte Gebba und zog den Saum ihres Rocks in die Höhe.

«Verzeih, Schwester», murmelte Danielle. Sie wusch ihr die Füße und trocknete sie mit einem alten Tuch. Und so ging sie mit ihrer Schüssel von einer zur anderen. Jede von ihnen bedankte sich bei ihr und gab ihr einen Kuss auf die Stirn. Zum Abschluss las Juliana eine Passage aus der Bibel, segnete Danielle und hängte ihr ein hölzernes Kreuz am Lederband um den Hals, so wie sie alle eines trugen.

Kaum dass diese feierlichen Formalitäten erledigt waren, begann plötzlich ein lautes Schwatzen und Lachen am Tisch. Danielle schaute verwirrt um sich. Sie hatte erwartet, dass es hier still und mit Dekorum zugehe. Stattdessen benahmen sich ihre «Schwestern in Gott» wie ein Haufen – na, eben ganz normaler Weiber.

«Danielle! Hierher!», hörte sie jemanden rufen. Es war Magdalène, die ihr einen Platz am unteren Ende der Tafel

freigehalten hatte. Sie setzte sich auf die lange Holzbank neben sie.

«Ich freu mich, dass du bleibst! Du wirst sehen: Es ist gut hier», flüsterte sie ihr zu. «Man kann nicht immer machen, was einem passt, und muss viel beten, aber sonst ist es ganz lustig!» Sie langte mit ihrem Holzlöffel in die allgemeine Schüssel und häufte sich gedünstetes Gemüse und Speck auf ein dickes Stück Brot, das ihr als Teller diente. Eine ebensolche Scheibe war vor Danielle auf dem Tisch gelandet.

«Da! Greif zu! Sonst essen dir die anderen alles weg! Und zum Nachtisch gibt es heute Ingwerkuchen, weil wir deine Aufnahme feiern! Los doch!», ermunterte Magdalène sie. Und dann ging sie unmittelbar dazu über, ihr lauthals und mit vollem Mund die anderen Beginen vorzustellen:

«Die Dicke da, das ist Manon. Das ist unsere beste Weberin, aber sie isst so gerne Süßigkeiten, dass sie eines Tages nicht mehr hinter den Webstuhl passen wird!»

Manon lachte und beklopfte sich den stattlichen Wanst: «Mir schmeckt's eben.»

«Und die Kleine da ...», Magdalène wies auf ein winziges, feingliedriges Weiblein mit flinken Vogelaugen, das sich zuletzt an den Tisch gesetzt hatte, «... ist Annik. Sie ist für die Küche zuständig. Da ist sie die Meisterin. Wir anderen werden ihr reihum als Helferinnen zugeteilt. Ich mache das ganz gern, vor allem im Winter. In der Küche ist es warm, und die Arbeit ist nicht so anstrengend. – Da ist Renata, die kümmert sich hauptsächlich um unsere Tiere. Sie geht schon fast auf allen vieren! Wir haben übrigens zwei Maultiere, fünf Ziegen, ein paar Hühner und ein paar Schwein-

chen zum Mästen.» Dann etwas leiser: «Und die da, die ihre Nase so hoch trägt, das ist Gebba. Sie ist eine reiche Witwe und hat sich hierher geflüchtet, weil ihre Söhne ihr das Geld abknöpfen und sie auf die Straße setzen wollten!» Magdalène kicherte. «Drei Jahre hintereinander hat sie versucht, zur Grande Dame gewählt zu werden, aber gegen Juliana hat sie jedes Mal haushoch verloren!»

«Den Teufel freut so recht ein loses Maul», zischte die Witwe Gebba in ihre Richtung, denn sie hatte Magdalènes Tratsch doch gehört. Aber diese ließ sich nicht einschüchtern. «Und ehe du es von den anderen hörst, will ich dir gleich sagen: Ja, ich war eine Hure. Deshalb nenne ich mich auch Magdalène. Denn wenn Jesus der Sünderin vergeben konnte, warum sollten meine Schwestern das nicht auch fertigbringen?» Das Letzte sagte sie mit einem kampflustigen Blick in Gebbas Richtung.

Der letzte Krümel Ingwerkuchen war vom Tisch gepickt. Juliana klatschte in die Hände. «Liebe Schwestern. Wir wollen nun auch unsere Seelen nähren! Danielle», sie wies auf ein kleines Pult am Kopfende des Raumes, «bitte lies uns etwas vor. Die Stelle ist markiert, bis zu der wir gestern Abend gekommen sind. Fahre einfach fort!»

Danielle stand auf und ging zum Pult. Da lag ein schön illuminiertes Buch. Sie schlug es so vorsichtig auf, wie es einer solchen Kostbarkeit gebührte, und begann:

«Sicelides Musae, paulo maiora canamus. Non omnis arbusta iuvant humilesque myricae; si canimus silvas, silvae sint consule dignae ...»

Sie bemerkte eine verblüffte Stille im Raum und blickte von den Seiten auf.

Julianas Mund umspielte ein zufriedenes Lächeln. «Ach», sagte sie nur, «verzeih, das ist das falsche Buch. Schau doch unter dem Pult nach, da muss dasjenige liegen, das wir gestern angefangen haben.»

Danielle holte das andere Buch hervor und begann mit ihrer ruhigen, warmen Altstimme daraus in der Landessprache vorzulesen.

«Schau, schau! Die Neue kann lesen! Sogar Latein!», raunte Anne, die Kopistin.

2.

«Komm mit mir», sagte Magdalene zu Danielle. «Ich zeige dir, wo du schlafen kannst.»

Sie lief vor ihr die Treppe zum Schlafsaal hoch. Geschmeidig bewegten sich ihre Hüften unter dem vollen Rock, den alle Beginnen trugen. Er war aus ungefärbter Wolle, schmucklos und weit, um die weibliche Form keusch zu verbergen, und dennoch wirkte er an Magdalene wie ein Festgewand. Sie hatte die trägen, sinnlichen Bewegungen einer Katze – da war nichts zu machen.

Danielle riss ihren Blick von Magdalènes wiegenden Hüften los und nahm den Schlafsaal in Augenschein, der von nun an ihr Zuhause sein würde: Ein luftiger, weiter Raum unter dem Dach, die Wände weiß gekalkt, eine Reihe von Strohsäcken auf den Dielen, dahinter die Holztruhen, in denen die Frauen ihre Habseligkeiten aufbewahrten.

«Hier schlafen diejenigen, die sich kein eigenes Haus leisten können», plauderte Magdalene, «das sind fast alle außer Juliana, Anne und Gebba. Und dass Gebba nicht hier wohnt, dafür danke ich dem Herrn jeden Tag. So muss man sich ihre Spitzigkeiten nicht auch noch zur guten Nacht anhören! Ich wette, sie muss ihre Zunge nachts in ein Futteral tun, damit sie sich nicht von innen durch die Lippen sticht!»

Danielle lächelte, ein vorsichtiges kleines Lächeln nur. Es gelang nicht oft, sie zum Lächeln zu bringen, obwohl sie immer freundlich war. Magdalene freute sich.

«Welches Bett soll ich nehmen?»

«Das da!» Magdalene ließ sich auf einen Strohsack am Ende der Reihe fallen und wies einladend auf das Lager neben sich. «Da. Rutsch ein wenig heran. Leg dich zu mir! Dann können wir noch ein bisschen schwatzen, wenn sie die Kerzen ausmachen. Das habe ich mit meiner Schwester immer getan, als wir Kinder waren. Wir haben immer alles besprochen, was wir am Tage erlebt hatten und uns unsere Sorgen und Wünsche erzählt.»

Zögernd ließ sich Danielle auf die Bettstelle nieder. Sie setzte sich ganz auf den Rand, zog die Beine an und wickelte den weiten Rock um die Knie. Sie zeigte auf die Truhe, ein abgestoßenes altes Ding aus Pinienholz, dunkel von jahrelangem Gebrauch und unzähligen Schichten Wachs und Rauch.

«Die brauche ich nicht. Ich habe ja nichts, was ich hintuntun könnte.»

«Ach, da wird es schon bald etwas geben. Du musst ja auch deine Kleider irgendwo lassen. Du bekommst noch etwas zum Wechseln, etwas Abgelegtes fürchte ich, so lange, bis du dir selbst etwas genäht hast. Und später wirst du Geld verdienen und kannst dir dann auch etwas Neues, eigens für dich Gemachtes kaufen.»

Danielle strich mit der Hand über den Stoff ihres Ärmels. Kleidung, die sauber war und ohne Risse oder Löcher. Sie duftete sogar zart nach Lavendel. Allein das erschien ihr schon unerhört luxuriös. Und da war noch etwas: Dieses Gewand war ganz anders als alles, was sie bisher getragen hatte, das spürte sie. Es war nicht einfach ein Kleidungsstück, sondern stand für ein Bekenntnis, einen inneren Wandel. Die fremde Hülle fühlte sich an wie eine neue

Haut, nicht wie eine Verkleidung. Dies war ein Neubeginn, ein neues Leben.

«Ich brauche nichts anderes als dies hier», sagte sie leise. «Ich bin zufrieden. Und sollten Beginen denn überhaupt hübsche und neue Sachen besitzen? Seid ihr – sind wir nicht eigentlich zur Armut verpflichtet?»

Magdalene lachte. «O ja. Das schon, aber ich wette, sogar Jesus hat ein Paar Sandalen zum Wechseln gehabt. Und Magdalena besaß ganz gewiss einen schönen Gürtel oder ein buntes Tuch oder eine Kette aus Achat, auch wenn die Kirche das natürlich bestreitet. Aber ich weiß es besser: Eine Frau braucht so etwas. Übrigens verdienen wir hier alle so viel Geld, wie wir können, und das meiste davon geben wir für wohltätige Zwecke aus. Also hält sich der Magistrat mit Kritik zurück. Wir speisen die Armen, wir behandeln Kranke kostenlos, wir halten Totenwache. Sie wüssten ja gar nicht, wie sie ohne uns zurechtkommen sollten!»

«Aber womit sollte ich wohl Geld verdienen», sagte Danielle. «Ich weiß ja nicht einmal, was ich kann!»

«Die Hände erinnern sich oft, wenn auch der Kopf versagt», prophezeite Magdalene.

Im Hospital war Danielle offensichtlich fehl am Platz. Sie hatte eine zu große Scheu, die Kranken zu berühren.

«Nun stell dich doch nicht so an!», schimpfte Jeanne. «Du wirst doch wohl so eine kleine Wunde auswaschen und verbinden können. Das ist doch nun wirklich keine Kunst! Was hast du denn nur?»

«Ich habe Angst, ihr wehzutun. Ich will den Kranken nicht schaden», sagte Danielle verzagt. Jeanne glaubte eher, dass die Italienerin sich vor Blut und Wunden ekelte und es

nur nicht zugeben wollte. Auf Dauer war sie hier jedenfalls nicht zu gebrauchen.

Da erschien Anne im Krankensaal und fragte: «Wo ist die Italienerin? Ah – da bist du ja. Du sollst sofort zur Meisterin kommen!»

Danielles Herz krampfte sich zu einem ängstlichen Kloß in ihrer Brust zusammen. «Ich bin zu nichts nütze. Nun schicken sie mich fort», dachte sie. Das Haus der Grande Dame lag auf der anderen Seite des Hofes zur linken Hand und hatte eine schöne Aussicht auf den Garten. Doch Danielle hatte keinen Blick dafür. Beklommen und langsam stieg sie die drei Stufen zu Julianas Haus hoch und klopfte an die Tür.

«Herein, herein», rief die Meisterin ungeduldig von drinnen. Zögernd öffnete Danielle die Tür, aber Anne gab ihr von hinten einen sanften Schubs. «Nun geh schon, sie wird dich nicht fressen.»

Danielle stand in einer Schreibstube mit einem Stehpult. Darauf lag ein Blatt liniertes Pergament ausgebreitet, mit Bleischnur und Gewichten gehalten. Daneben stand ein Fässchen mit angeriebener Tinte. Eine Anzahl gespitzter Schreibfedern in verschiedenen Größen wartete auf ihren Gebrauch: eine Schwanenfeder für Initialen und Überschriften, verschiedene Gänsefedern bis hin zu feinen Krähenkielen für Schnörkel und Verzierungen.

Juliana saß an einem Tisch, der mit Schriftrollen und Büchern bedeckt war, und hielt einen Abakus in der Hand.

«Stell dich ans Pult und schreib!», kommandierte sie.

Danielle tat wie befohlen.

«Da ist ein Brief vom Magistrat. Kopiere ihn», sagte Anne.

Danielle ergriff die mittlere der ausgelegten Gänsefedern, die eine kräftige, aber nicht zu pointierte Schrift ergeben würde. Sie prüfte mit dem Daumen den Schnitt der Spitze und tauchte die Feder in das Tintenfasschen. Sie begann zu schreiben, in großzügigen, geschwungenen Lettern. Anne schaute ihr über die Schulter. Juliana beobachtete alles gespannt, die Ellenbogen auf den Tisch gestützt, die Fingerspitzen aneinandergelegt.

«Und?», fragte sie nach einer Weile.

Anne schüttelte den Kopf. «Passabel», brummte sie. «Aber nicht gut genug.»

Danielle zuckte die Achseln, wischte die Feder mit einem Läppchen sauber, legte sie wieder zu den anderen und verschränkte die Arme vor der Brust. Anne nahm das beschriebene Blatt mit beiden Händen an den Rändern auf und ging damit zum Tisch der Meisterin.

«Hm», sagte Juliana. Sie schaute hoch und sah den betroffenen Blick Danielles. «Ich mache dir doch keinen Vorwurf, schau nicht so traurig! Wir wollten nur wissen, ob du vielleicht das Kopistenhandwerk beherrscht. Ich habe dich überraschen wollen, damit du handelst, bevor du auf den Gedanken kommst, dass du es vielleicht nicht kannst.»

«Du schreibst ordentlich genug für den Hausgebrauch», sagte Anne freundlich. «Offenbar hast du eine gute Erziehung genossen. Kannst du rechnen? Ja? Wir führen die Bücher für die Franziskaner. Dabei könntest du mir helfen. Aber das Kopieren ist offenbar nicht dein Metier.»

Juliana stand auf. «Wir werden schon noch herausfinden, was in dir steckt. Komm mit.»